P.C. SPARROW

SCHLAMMPEITZGER

THRILLER

Das Buch

Beim Abriss einer Fabrik werden drei Leichen entdeckt. Niemand ahnt, was die letzten Worte eines vierten Opfers zu bedeuten haben. "Im Schlammpeitzger … nach dem Brand ... Tod und Feuer ... Angst."

Alles hatte seinen Anfang im Jahre 1937 genommen, als unter den Nationalsozialisten tausende Werke moderner Kunst beschlagnahmt und zur "Entarteten Kunst" erklärt wurden. 1995 tauchen zahlreiche verschollen geglaubte Bilder wieder auf. Eine atemberaubende Jagd beginnt nach ihnen, in deren Verlauf sich schicksalhaft die Wege zweier Menschen kreuzen: Thomas Krohn, ein Kunsthistoriker, der nur eine Reise machen wollte und Therese Steiger, die ohne es zu wissen, den Schlüssel zu den Bildern mit sich führt. Aus der Bilderjagd wird schnell eine Menschenjagd. Weitere Protagonisten greifen ins Geschehen ein und die Ereignisse nehmen eine überraschende Wendung.

Der Autor

P.C. Sparrow ist mit "Schlammpeitzger" ein anspruchsvoller Thriller gelungen, in dem die Zeit des Nationalsozialismus ebenso beleuchtet wird wie der Zeitgeist der neunziger Jahre. Er lässt die mit historischen und politischen Aspekten versehene Handlung auf zwei parallel laufenden Zeitebenen spielen, die sich zum Ende hin zu einem spektakulären Finale verknüpfen.

Wer verbirgt sich hinter dem Pseudonym P.C. Sparrow? Ein Autor, dem es gelingt, eine Quintessenz aus angelsächsischem Thriller, skandinavischem Polit-Krimi und historischem Roman herzustellen, der dabei Ausflüge in Philosophie und Kunstgeschichte unternimmt; und trotzdem ein Buch schreibt, das den Leser bis zur letzten Seite fesselt. Vielleicht wird das Geheimnis ja beim nächsten Buch, das schon in Vorbereitung ist, gelüftet?

Viele der im Roman vorkommenden Personen haben wirklich gelebt und sind ein Teil der Zeitgeschichte, andere sind frei erfunden. Das trifft auch auf die Handlung zu.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

1. Auflage
November 2012
© Peter Lüning, Bremen
www.pcsparrow.de
ISBN: 978-3-000-40143-5

P.C. Sparrow

Schlammpeitzger

Thriller

Prolog

Berlin, Juni 1995

Wie eine gierige Raupe fraß sich der Greifarm des Abrissbaggers in das leere Fabrikgebäude. Wenn sich die Zangen festgebissen hatten und an den Stahlträgern zogen, heulten die Träger unter dem Druck auf. Immer wieder stürzten Schuttmassen in die Tiefe. Es knirschte und knackte. Das Gebäude zerbröselte förmlich unter der Macht der Zangen. Es war schon spät und das Skelett aus Trägern und Pfeilern wurde bereits von Scheinwerfern angeleuchtet. Es sollte schnell gehen und so wurde die ganze Nacht durchgearbeitet. Die dunklen Höhlen, die immer aufs Neue entstanden, wenn eine weitere Wand abgetragen wurde, wirkten gespenstisch auf die Arbeiter, die in sicherer Entfernung Wasser auf die Schuttmassen spritzten, damit sich der Staub in Grenzen hielt.

Die nächste Wand wurde eingerissen, der Schutt stürzte in einer Staubfontäne herunter. Niemand bemerkte den Frauenkörper, der dabei mit herunterfiel. Schnell wurde er von den nachfallenden Steinmassen begraben. Die Arbeiter wurden erst aufmerksam, als ein weiterer Körper herunterfiel, der bizarr den Strahl eines Scheinwerfers kreuzte.

*

Das zuckende Blaulicht der Polizeifahrzeuge machte den Anblick des Gebäudes noch gespenstischer. Zwei Leichen waren bereits abtransportiert worden, jetzt suchten Spürhunde nach weiteren Opfern, die sich möglicherweise noch unter den Trümmern befanden.

Eine kleine Gruppe von Kriminalbeamten stand vor dem Schuttberg und beriet darüber, wie man am sichersten in die einsturzgefährdeten Gebäudereste hineinkommen konnte, um dort nach weiteren Spuren zu suchen. Wieder löste sich ein großes Mauerstück und fiel krachend zu Boden. Als sich die Staubfontäne verzogen hatte, ließ einer der Männer seinen Blick über die angestrahlte Ruine schweifen und hielt inne. Irgendetwas hatte sich verändert. Er schaute genauer hin und meinte eine Bewegung am Gebäude erkannt zu haben. "Da bewegt sich doch etwas!", rief er und wies nach oben. Jetzt sahen auch seine Kollegen den Mann, der sich in einer der oberen Stockwerke bis zur Abrisskante geschleppt hatte. Er versuchte noch seinen Oberkörper aufzurichten, fiel aber sofort wieder nach vorne und bewegte sich nicht mehr.

Es war zunächst unmöglich an den Mann heranzukommen, da sich immer noch Teile der Front lösten und der ganze vordere Teil des Gebäudes einzustürzen drohte. Es verstrich kostbare Zeit, bis endlich ein Fahrzeug der Feuerwehr vor Ort war und eine Drehleiter so in Stellung gebracht werden konnte, dass die Rettung des Mannes möglich wurde.

Als man ihn schließlich herunterholte, zeigte sich, dass er nicht nur vollständig nackt, sondern auch an Armen und Beinen gefesselt war. Sein ganzer Körper war von dunklen Flecken übersät, die sich bei genauer Untersuchung als Brandverletzungen zweiten und dritten Grades herausstellten. Es war ein Wunder, dass der Mann noch lebte.

Schnell brachte man ihn zum bereitstehenden Notarztwagen, wo er noch einmal zu Bewusstsein kam und einige kaum verständliche Worte von sich gab.

"Im Schlammpeitzger … nach dem Brand ... Tod und Feuer ... Angst …", notierte der Notarzt noch.

Dann verlor der Mann wieder das Bewusstsein und starb ein paar Minuten später auf dem Weg ins Krankenhaus.

1

Berlin, Mai 1937

Wilhelm Borkmann griff zum Telefonhörer und ließ sich verbinden. Es dauerte nicht lange, dann meldete sich am anderen Ende eine vertraute Stimme. "Ich kann am Telefon nicht mit dir reden. Wir müssen uns unbedingt persönlich treffen. Du erinnerst dich doch an unseren letzten Treffpunkt ... Ja, morgen, um 20 Uhr. Geht das? ... In Ordnung! Wir sehen uns dann!"

Borkmann legte zufrieden den Telefonhörer auf die Gabel, wuchtete mit Schwung seinen massigen Körper aus dem ledernen Chefsessel und ging zum Fenster seines Büros. Nach langer Zeit konnte er wieder zuversichtlicher in die Zukunft schauen. Gut gelaunt öffnete er einen Fensterflügel und atmete die frühsommerliche Abendluft mit tiefen Zügen ein. Es dämmerte bereits und die ersten Straßenlichter waren angegangen. Vom obersten Stockwerk seines Verwaltungsgebäudes hatte er einen ungehinderten Blick auf die Silhouette von Berlin. Im Süden konnte er das dunkle Band des Tiergartens erkennen. Dahinter lag der Potsdamer Platz mit seinen Bars und Cabarets, westlich davon, bis zum Lützowufer, schloss sich Berlins Kunstmeile an. Hier hatte Georg Burlitt seine Galerie. Borkmann kannte ihn schon seit Kindertagen und würde ihn morgen treffen. Für viele Kunsthändler war die Berliner Luft nach der Weltwirtschaftskrise merklich dünner geworden, die goldenen Zwanziger waren vorbei. Das galt vor allem für die vielen jüdischen Händler, die mit avantgardistischer Kunst handelten und seit 1933 verstärkt zur Zielscheibe der nationalsozialistischen Kulturpolitik wurden. Aber das störte Wilhelm Borkmann wenig. Im Gegenteil, wenn alles gut ging, sollte das seinen zukünftigen Plänen sehr entgegenkommen.

Das Geräusch eines einfahrenden Zuges im nahe liegenden S-Bahnhof holte Borkmann wieder in die Gegenwart zurück. Als er nach unten schaute, konnte er die Menschen über den Bahnsteig hasten sehen. Viele von ihnen arbeiteten in seiner Maschinenfabrik und fuhren jetzt mit der Ringbahn zurück in ihre armseligen Behausungen an der Peripherie, in Neukölln, Kreuzberg oder hier im Wedding.

Borkmann wendete sich ab. Er mochte diese Menschen nicht. Sie erinnerten ihn an die Zeit nach den Wirren der Novemberrevolution 1918, als einige von diesen Dummköpfen gewagt hatten, alles in Frage zu stellen und versuchten, eine Räterepublik auszurufen. Sein Vater hatte die Fabrik in der Gründerzeit aufgebaut und sie durch die schwere Zeit des ersten Weltkrieges und der Inflationszeit gebracht. Statt ihm dankbar zu sein, hatte der Pöbel tatsächlich versucht, ihn zu enteignen und Arbeiterräte zu installieren. Bei dem Gedanken daran schüttelte Borkmann unbewusst den Kopf. Er musste immer noch mit Unbehagen daran denken, wie der Mob durch die Werkshallen tobte, überall Parolen an die Wände schmierte und Flugblätter verteilte. Am meisten hatte ihn

bestürzt, seinen Vater in dem Moment so hilflos zu sehen. Damals war er selbst gerade vierundzwanzig Jahre alt geworden. Er hatte in der Fabrik als Juniorchef mitgearbeitet, was ihm den Status "unabkömmlich" einbrachte und ihn davor bewahrte, in den ersten Weltkrieg ziehen zu müssen. Anfang Januar 1919 kam es dann zum Aufstand und der Pöbel hielt ganze Straßenzüge im Zentrum Berlins besetzt. Als Reaktion darauf wurde von Paul Mankiewitz, dem damaligen Direktor der Deutschen Bank, und Hugo Stinnes, dem Chef des größten Industrieverbandes, ein Treffen von fünfzig Spitzenvertretern aus Industrie-, Handels- und Bankenwelt organisiert. Einer von ihnen war auch sein Vater gewesen. Es wurde beschlossen, 500 Millionen Reichsmark für einen Antibolschewistenfonds freizugeben. Die Gelder wurden dann über die entsprechenden Verbände auf freiwilliger Basis eingezogen und flossen zur Anwerbung und Ausrüstung überwiegend in die Freikorps und in die Armee.

Um den bolschewistischen Pöbel mit Stumpf und Stiel auszurotten, wie sein Vater gerne zu sagen pflegte.

Wilhelm Borkmann konnte sich noch gut daran erinnern, wie sein Vater von diesem Treffen hoffnungsvoll nach Hause kam und meinte, es würde bald eine große Veränderung stattfinden und alles wieder besser werden.

Borkmann war stolz auf ihn gewesen. Als sein Vater 1925 überraschend starb, konnte er die Fabrik zu einem günstigen Zeitpunkt übernehmen. Die Wirtschaft florierte wieder und die Hyperinflation der frühen 20er Jahren war durch eine Währungsreform beendet worden. Dass alles bereits auf die nächste, noch größere Krise zusteuerte, konnte er sich damals beim besten Willen nicht vorstellen.

Borkmann blickte noch einmal nachdenklich auf die roten Backsteinhallen seiner Maschinenfabrik herab und ließ dann seinen Blick über die dunklen Bäume des Humboldthains im Hintergrund schweifen. Er hatte in der Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1932 fast sein gesamtes Vermögen verloren und niemand außer ihm wusste, wie schlecht es seinem Unternehmen immer noch ging. Die Probleme hatten ihn aber nicht umgeworfen. Er hatte sich immer ein Gespür für Gelegenheiten bewahrt. Er war wie eine Ratte, kam überall ran und überall hin, hatte immer seine fette Nase im Wind. Er witterte Chancen, und wenn es eng wurde, biss er sich mit äußerster Beharrlichkeit durch. Dabei war er schnell in seinen Entscheidungen, fiel nicht auf Köder herein, die ihm hingeworfen wurden und merkte immer rechtzeitig, wenn es brenzlig wurde. Als aber vor drei Wochen ein überraschender Brief aus dem Wirtschaftsministerium kam, war auch er mit seinem Latein fast am Ende gewesen.

Die große Veränderung, von der sein Vater gesprochen hatte, war erfolgt. Als die NSDAP 1933 an die Macht kam, befürchtete er zunächst das Schlimmste. Für ihn war die Partei erst einmal eine sozialistische Arbeiterpartei, und das war das Letzte, was er sich als Unternehmer wünschen konnte. Als er sich dann näher mit Zielen und Inhalten der Partei auseinandersetzte, wurde ihm schnell klar, dass er von dieser "Arbeiterpartei" nichts zu befürchten hatte.

Er war sogar in die Partei eingetreten. Mehr aus Opportunismus als aus Überzeugung. Aber ihm war klar geworden, dass die Politik der Nazis ein probates Mittel war, die Massen in den Griff zu bekommen. Man gab ihnen einen Sinn, an dem sie wachsen konnten, ein Ziel, eine Stärke, eine Einheit. So wurden die disparaten Begriffe Nationalismus und Sozialismus als Hingabe des Einzelnen für seine Volksgemeinschaft und als Verantwortung der Volksgemeinschaft gegenüber dem Einzelnen verkauft. Darüber konnte Borkmann nur lachen. Auf welche Art das Volk verdummt wurde, interessierte ihn nicht. Für ihn war wichtig, dass die Vergesellschaftung der Produktionsmittel von den Nazis entschieden abgelehnt wurde. Sollten die Arbeiter doch glauben, sie würden für die Volksgemeinschaft arbeiten, hauptsache sie machten keine Probleme und waren mit ihrem niedrigem Lohn zufrieden.

Borkmann war mit der Entwicklung seit 1933 sehr zufrieden gewesen. Die Gewerkschaften waren aufgelöst und das Streikrecht abgeschafft worden. Die Deutsche Arbeitsfront hatte die Funktionen übernommen, aber bei lohnpolitischen Entscheidungen nur noch beratenden Einfluss. Als "Führer des Betriebs" bestimmte Borkmann nun alleine die gesamte Betriebsorganisation und die Entlohnung. Noch nie hatte er soviel Macht über andere Menschen besessen, wie jetzt. Und er hatte begonnen, es mehr denn je zu genießen.

Borkmann hatte sich von seinem Vater vieles erfolgreich abgeschaut. Aber an einem Punkt gingen ihre Auffassungen weit auseinander. Sein Vater war noch ein Patriarch gewesen. Macht musste für ihn immer im Einklang mit Verantwortung stehen. Wilhelm Borkmann setzte Macht als Selbstzweck ein, verantwortungslos und häufig als Lustgewinn. Er verkörperte den Typ Machtmensch, der auf den ersten Blick stark und vollkommen unangreifbar war, der aber in Wirklichkeit immer auf des Messers Schneide stand. Er selbst war sich dessen bewusst und wunderte sich darüber, wie leicht er Menschen etwas vormachen konnte, wie leicht sie zu manipulieren waren, was sie ohne Gegenwehr mit sich machen ließen. Das Wissen machte ihn stark. Er wusste, dass die Menschen um ihn herum ihn hassten, er wusste aber auch, dass sie so mit ihm verknüpft und an ihn gebunden waren, dass sie alles mitmachten, was er von ihnen verlangte. Gleichzeitig verachtete er sie dafür und machte sich oft einen Spaß daraus, es sie spüren zu lassen. Dabei war ihm stets klar: Das kleinste Zeichen von Schwäche oder eine Unaufmerksamkeit würde seine Fassade zusammenbrechen lassen. Und er war sich bewusst, dass es irgendwann passieren konnte. Wie Geier würden sich dann alle auf ihn stürzen und sich an ihm rächen. Sollten sie es doch versuchen! Er genoss den Kitzel der Gratwanderung. Das machte ihn noch stärker und hielt ihn lebendig. Beeindrucken konnte man einen Wilhelm Borkmann nur, wenn man ihm furchtlos gegenübertrat. Nur dazu durfte man nicht von ihm abhängig sein.

Vor drei Wochen hatte er dann dieses Schreiben vom Wirtschaftsministerium erhalten, das Reichsminister Hjalmar Schacht sogar persönlich unterschrieben hatte. Sein Unternehmen sollte zum Wohle des Deutschen Volkes in einem

Zwangskartell aufgehen. Borkmann fühlte sich um alles, was er geschaffen hatte, betrogen. Natürlich wurde sein Unternehmen nicht vergesellschaftet, aber wo war de facto der Unterschied? Er musste sich einordnen, seine Macht abgeben und bekam keine Entschädigung, denn die war mit der Begründung abgelehnt worden, dass sein Unternehmen nur in diesem Kartell eine Überlebenschance hätte und er davon profitieren würde, statt bankrott zu gehen. Für seine weitere Mitarbeit bekam er eine Gewinnbeteiligung, die aber vom neuen Unternehmensführer festgelegt wurde und sich nach der Ertragslage richtete. Eduard von Kladden, sein größter Konkurrent und Feind würde schon dafür sorgen, dass die nicht zu hoch ausfiel. Borkmann hatte einen Tobsuchtsanfall bekommen. Wut und Hass hatten sich in ihm aufgestaut und suchten nach Abreaktion. Als er wieder ruhig denken konnte, war ihm klar geworden, dass er nicht genug für bestimmte Stellen in der NSDAP getan hatte. Oder um es deutlich zu sagen: nicht genug gespendet hatte. Die Bedeutung seines Unternehmens wurde einfach daran gemessen, was er für die Partei aufwendet hatte. Von Kladden, der künftige Unternehmensführer des Maschinenbaukartells hatte eben mehr in die Partei investiert, mehr Zeit und vor allem mehr Geld. So einfach war das. Und als es dann darum ging, die Machtverhältnisse im neuen Kartell zu klären, konnte die Partei gar nicht mehr an Eduard von Kladden vorbeigehen.

Als Borkmann vom Fenster zu seinem Schreibtisch zurückging, blieb er vor einem kleinen, quadratischen Bild stehen, das er erst vor kurzem dort aufgehängt hatte und das überhaupt nicht zur dunklen und altmodischen Einrichtung seines Büros passte. "Südliche Gärten" von einem gewissen Paul Klee. Heitere Farben mit einer Bildsprache zwischen Gegenständlichkeit und Abstraktion. Borkmann hatte das Bild für ein paar Hundert Reichsmark nur deshalb erworben, weil er einen Tipp bekommen hatte. Der Künstler sei an Sklerodermie erkrankt und dürfte wohl in den nächsten Jahren daran sterben. Borkmann war kein Kunstkenner, aber er wusste, nach dem Tode des Künstlers würde sich der Wert seiner Bilder üblicherweise vervielfachen. Die Rechnung war für Borkmann so einfach wie genial und er wollte versuchen, noch ein paar Bilder günstig zu bekommen. Vor einigen Stunden hatte er dann eine Information erhalten, die seine kühnsten Erwartungen bei weitem übertraf und die Probleme mit seiner Fabrik erst einmal vergessen ließ.

2

München, Juni 1995

Thomas Krohn stand etwas abseits und beobachtete das Treiben in der Bahnhofshalle, diese eigentümliche Mischung aus Langeweile und Hektik. Überall wartende Menschen, die mit ihrer Zeit nichts anzufangen wussten, ziellos durch die Halle bummelten und ein stetes Hindernis für all' die Eiligen bildeten, die spät dran waren und mit ihren ratternden Koffern zu den Bahnsteigen drängten. Krohn hatte ein paar Tage in München verbracht und wollte jetzt weiter Richtung Italien fahren. Er war Kunsthistoriker und sein Vertrag am Kunsthistorischen Institut in Berlin war nach fünf Jahren ausgelaufen und nicht verlängert worden. Damit teilte er das Schicksal vieler Wissenschaftler seines Jahrganges, für die nicht ausreichend Stellen vorhanden waren. Er war jetzt 38 Jahre alt und in einem kritischen Alter, um noch eine Festanstellung zu bekommen. Die Zeit bis zum nächsten befristeten Job wollte er nutzen, den Alltag hinter sich zu lassen und eine längere Reise zu unternehmen.

Er hatte es nicht eilig und ließ in Ruhe die Bahnhofsatmosphäre auf sich wirken. Als er so dastand und die Leute um sich herum beobachtete, fiel ihm ein kleiner Junge auf, der ganz stolz mit seinem kleinen Koffer hinter seinen Eltern hertrottete. Er war acht oder neun Jahre alt und erinnerte Krohn an die Zeit, als er in demselben Alter war. Damals hatte er zum Geburtstag einen großen Weltatlas geschenkt bekommen, auf den er mindestens so stolz gewesen war, wie der Junge auf seinen Koffer. Damals durfte er am Morgen vor der Schule nur kurz hineinschauen und konnte es anschließend kaum erwarten, wieder heimzukommen, um in dem Folianten ausgiebig zu blättern. Es waren nicht nur Landkarten drin, sondern auch viele Bilder, Texte und Tabellen. Zu allen Ländern und Kontinenten. Keine Frage blieb ungeklärt. Die höchsten Berge, die längsten Flüsse, die größten Städte und die schönsten Sehenswürdigkeiten aus aller Welt: Der Sonnentempel von Tiahuanaco, die Oase von Tinerhir, der goldene Tempel von Amritsar, der Titicacasee, die Pyramiden von Giseh, das Empire State Building und die Victoria-Fälle des Sambesi im ehemaligen Rhodesien. Er war begeistert und spürte das erste Mal in seinem Leben ein unbändiges Fernweh und Abenteuerlust. Damals hatte er begonnen, Tabellen und Statistiken zu erstellen, weil er dachte, so die Welt in den Griff zu bekommen. Bald hatte er alle Zahlen im Kopf und war ein wandelndes Lexikon. Dann wurde ihm die Theorie zu fade und er begann, in seiner Phantasie in der Welt herumzureisen. Damals waren die Ziele noch unerreichbar, weil unbezahlbar. Aber er wusste, irgendwann würde er überall dort hinkommen, wo er in seiner Phantasie schon gewesen war. Als er dann endlich erwachsen geworden war und genug Geld hatte, nahm ihn sein Beruf so in Anspruch, dass ihm die Zeit fehlte, um längere Reisen zu realisieren. Jetzt war die Gelegenheit

gekommen und er ließ sich auch nicht durch die Sorge um einen neuen Job davon abbringen. Inspiriert hatte ihn der Maler Paul Klee, über den er geforscht hatte und auf dessen Spuren er bis Ägypten und Tunesien reisen wollte.

Wenn er in diesem Moment geahnt hätte, was ihm in den nächsten Tagen alles zustoßen würde, wäre er sofort umgekehrt und nach Berlin zurückgefahren. So aber freute er sich auf die nächste Reiseetappe.

Rasch ging er zum Kundencenter der Bahn, um dort eine Fahrkarte zu kaufen. Die Frau am Schalter gehörte noch zu jenen Menschen, die sich ihres Arbeitsplatzes allzu sicher fühlten und mit einer gehörigen Portion Lustlosigkeit den Kunden gegenüber auftrat. Sie hatte alle Zeit der Welt. Erst als Krohn mit freundlichem Tonfall "Hier bin ich!" sagte, blickte sie auf, um ihm eine Entgegnung zu verpassen. Dass Krohns Gesicht ebenso freundlich, wie seine Stimme war, hätte nicht ausgereicht, sie davon abzubringen. Aber er sah einfach zu gut aus und war mit seinem kurzgeschorenen Fünf-Tage-Bart und seinen vollen, dunklen Haaren genau ihr Typ. Und so war sie hin- und hergerissen, wie sie ihn behandeln sollte. Sie hatte sich dann für den freundlichen Weg entschieden und ihm eine Liegewagenkarte zweiter Klasse nach Venedig verkauft, nicht ohne noch mit einem Augenaufschlag hinzuzufügen, wie romantisch sie diese Stadt fand.

Krohn hätte darauf eingehen können, mit allen Weiterungen, aber er wollte nicht und so verabschiedete er sich mit einem freundlichen Lächeln und ging direkt zu den Bahnsteigen.

Der Zug stand schon da, aber die schweren Motoren der Diesellok waren noch nicht angelassen worden. Man hörte nur das leichte Zischen beim Vorwärmen der kalten Aggregate. Die anderen Bahnhofsgeräusche wurden durch die Weitläufigkeit der Halle so gedämpft, dass sie als Hintergrundrauschen ganz aus der bewussten Wahrnehmung herausfielen. Es war ruhig und es war leer. Kaum ein Mensch, der sich auf dem langen, grauen Betonband der Plattform verlor. Und im Gegensatz zur Bahnhofshalle war das Licht hier so trübe, dass es kaum Schatten warf. Krohn bemerkte im Vorübergehen den typischen Geruch von altem Maschinenöl und rostigem Eisen, der in der Luft hing und selbst in modernen Bahnhöfen noch zu finden ist. Eine Reminiszenz an vergangene Zeiten, als eine Zugreise noch etwas Besonderes war und man an einem roten Automaten noch Bahnsteigkarten für zwanzig Pfennig lösen musste.

Langsam ging er an den Waggons vorbei und dachte wieder an die Zeit zurück, als er noch klein war und mit seinem Vater das erste Mal auf einen Zug gewartet hatte; was damals eine so spannende Erfahrung war, dass sie sich bis heute, nach über 30 Jahren, noch eingeprägt hatte und durch den Geruch und die Atmosphäre wieder ins Bewusstsein drang. Es war damals noch eine Dampflok, die fauchend und Feuer speiend herangerast kam. Die ganze Wucht und Kraft des Zuges hatte an ihm gezerrt, ihm die Mütze vom Kopf gefegt und einen fürchterlichen Schrecken eingejagt. Sein Vater musste lächeln, als er in das erschrockene Gesicht seines Sohnes schaute, der sich ängstlich an ihn geklammert hatte. Damals war der Bahnhof für ihn das Tor zur Welt gewesen.

Ein unheimliches, dunkles Tor, durch das sich riesige schwarze Maschinen aus Eisen und Stahl bewegten, deren Räder größer waren als er selbst. Das Erlebnis hatte dazu geführt, dass Krohn Bahnsteige immer noch mit gehöriger Ehrfurcht und gehörigem Abstand betrat.

Jetzt hatte er den ersten Liegewagen erreicht und schaute sicherheitshalber auf das Schild mit dem Start- und Zielort. München - Brenner - Venedig. Er war richtig. Mit Schwung öffnete er die Waggontür, wuchtete seinen Koffer die beiden Eisenstufen empor und stieg hinterher. Im Wagen war es dunkel. Nur durch die Fenster drang etwas Licht hinein. Krohn schob sich durch den Gang, öffnete die erstbeste Abteiltür und ging hinein. Tastend suchte er den Lichtschalter, fand und drückte ihn. Aber es blieb dunkel. Der Strom war noch nicht eingeschaltet worden. Es störte ihn nicht. Er holte ein Notizbuch aus dem Koffer und hievte diesen dann mit Schwung in die Gepäckablage. Zufrieden setzte er sich nah ans Fenster, zog seine Schuhe aus und legte die Beine auf den Sitz gegenüber. Dann klappte er sein Notizbuch auf und versuchte ein wenig zu schreiben. Das fahle, gelbe Licht der trüben Bahnhofslampen reichte aber nicht aus. Es war einfach zu dunkel. "Schade!" murmelte er vor sich hin. Er hätte gerne seine Gedanken festgehalten.

Neben Kunstgeschichte war sein zweites Hauptfach an der Uni Literaturwissenschaft gewesen und er war lange im Zweifel, für welche Fachrichtung er sich später beruflich entscheiden sollte. Diese Reise sollte auch das Material für ein Buch liefern, in dem die Kunstgeschichte diesmal nur eine, wenn auch tragende, Nebenrolle spielte. Er wollte kein wissenschaftliches Buch schreiben, sondern einen Roman, der auf mehreren Zeitebenen spielte. Dabei beschäftigte ihn schon lange die Frage: Was passiert am gleichen Ort, zu einer anderen Zeit mit den gleichen Gegenständen und den jeweils handelnden Personen? Der geeignete Gegenstand für diese Überlegungen waren für ihn die Kunstwerke, mit denen er sich schon während seiner Forschungstätigkeit beschäftigt hatte. Kunstwerke, die im Dritten Reich als "entartet" galten, jetzt Meisterwerke der klassischen Moderne waren und auf den Kunstauktionen Rekordpreise erzielten.

Krohn klappte das Notizbuch wieder zu und warf es auf den Sitz gegenüber. Dann stand er auf, öffnete das Zugfenster und schaute erwartungslos hinaus. Den Kopf leicht aus dem Fenster geneigt, beobachtete er das Treiben auf dem gegenüber liegenden Bahnsteig. Dort war mehr Betrieb. Es wurde ein Zug erwartet und der zunehmende Lärm drang jetzt auch in sein Abteil. Wie er so dastand, wurde die Langeweile für ihn fast schon zum Ereignis. Dieser Augenblick des leeren Verstreichens der Zeit. Die Zeit pur, die einfach stillstand und ihn in einer trägen Unbeweglichkeit festhielt. Dabei genoss er diese Augenblicke. Allein, nur auf sich gestellt, alles war möglich und hing nur von ihm ab. Er musste es einfach nur machen. Krohn lächelte über den paradoxen Gedanken: Der Augenblick des Entschlusses entspringt aus der Langeweile - und beendet sie.

Als er sich schon wieder setzen wollte, mischte sich in das normale Bahnhofsgeräusch plötzlich eine Zugansage: "Planmäßige Einfahrt des Zuges aus Berlin auf Gleis 3. Bitte seien sie vorsichtig am Bahnsteig bei Einfahrt des Zuges."

Der gleiche Zug, mit dem ich vor ein paar Tagen aus Berlin gekommen bin, dachte Krohn noch, dann hörte er in der Ferne schon das Brummen der Dieselmotoren, das immer lauter anschwoll. Als die Lok in sein Blickfeld geriet, zog er automatisch den Kopf etwas zurück. Dröhnend zog die Masse aus Stahl vorbei. Dann folgten abwechselnd dunkle und erleuchtete Zugfenster, die immer langsamer vorbeiglitten, vereinzelte Gesichter, Personen, ein Stakkato von Hell und Dunkel. Als er sich gerade abwenden wollte, zog langsam, wie im Zeitraffer, eine Szene an ihm vorüber, die sofort wieder verschwunden war, aber in ihrer Intensität noch nachwirkte. Eine Frau, ein Mann, mehr nicht, aber genug, um sich einiges vorzustellen. Schon war die Szene wieder vorüber.

Gleichzeitig setzte das enervierende, lang gezogene Kreischen der Bremsen ein. Mit einem Ruck, der noch in jedem Waggon nachwirkte, blieb der Zug stehen. Ein leichtes Zischen, dann Ruhe. Krohn blieb reglos stehen und starrte einen Moment in das unbewegliche Dunkel des unbeleuchteten Zugfensters von gegenüber. Dann vernahm er durch das offene Fenster laute und eindeutige Geräusche. Er lauschte und drehte ein wenig den Kopf. Die Geräusche waren ganz nah und mussten aus dem Zug gegenüber kommen; er konnte aber nichts sehen. Neugierig verließ er sein Abteil, ging über den Gang nach links und öffnete die Tür zum nächsten Abteil. Nichts. Er ging weiter und öffnete wieder vorsichtig die nächste Tür. Das Fenster in diesem Abteil war geschlossen, so dass kein Geräusch von außen zu hören war. Aber als er die Tür weiter öffnete, sah er sofort, dass er hier richtig war. Die Szene, die vor wenigen Minuten noch an ihm vorüberzog, war hier gewissermaßen zum Stehen gekommen. Jedenfalls, was den Mann betraf. Die Frau lag seltsam unbeteiligt da und wirkte fast, als würde sie schlafen. Krohn blieb eine Weile im Türrahmen stehen und betrachtete neugierig die Szene. Durch das trübe Licht und die regennassen, beschlagenen Scheiben wirkte alles wie im Stummfilm: Unscharf, verzerrt und grotesk überzeichnet. Erst jetzt sah er, dass sich noch eine weitere Person im Abteil befand. Der Mann achtete aber gar nicht auf das, was vor ihm passierte, sondern kramte in einem Koffer herum.

Als Krohn meinte, ein Geräusch zu hören, schaute er kurz in den Gang hinaus. Zunächst schien sich dort nichts zu rühren, aber dann gab es plötzlich doch einen Ruck, der durch den ganzen Wagen lief. Jetzt nahm er in der Ferne ein Geräusch war, dass sich stetig näherte. Ein Klacken, das von Abteil zu Abteil wanderte. Der Strom war eingeschaltet worden, das Licht ging nacheinander in den Abteilen an. Und bevor es ihn sichtbar machte, drehte Krohn sich rasch um und ging wieder in sein Abteil zurück. Als er sich dort setzte, war auch durch das offene Fenster kein Geräusch mehr zu hören.

Krohn nahm wieder sein Notizbuch zur Hand und versuchte, seine Gedanken in Ruhe zu Papier bringen. Die gerade erlebte Situation beschäftigte ihn und so

schrieb er ein paar Sätze dazu auf. Es dauerte aber nicht lange, dann wurde er gestört. Die Abfahrt rückte näher und der Zug begann sich langsam zu füllen. Im Gang schoben sich vereinzelte Personen mit ihrem Gepäck vorbei, warfen einen Blick in sein Abteil und zogen weiter. Krohn hoffte, im Abteil alleine bleiben zu können. Aber kaum hatte er das gedacht, wurde auch schon die Tür geöffnet.

"Guten Abend. Ist hier noch frei?"

Die Frage war hypothetisch. Er nickte, schaute auf und war echt überrascht. Im ersten Augenblick dachte er, es sei die Frau, die er vor zehn Minuten durch das erleuchtete Fenster des Nachbarzuges beobachtet hatte. Konnte das sein? Er war sich nicht sicher. Lag es vielleicht nur daran, dass er gerade über die Szene nachgedacht und sich Notizen gemacht hatte. Warum sollte sie es nicht sein? Warum sollte sie nicht umgestiegen sein? Er war sich wirklich nicht sicher.

"Ist etwas? Warum starren Sie mich so an?", sagte sie mit ärgerlichem Ton in der Stimme.

"Oh! Entschuldigung. Ich war in Gedanken. Natürlich ist hier noch frei. Soll ich Ihnen mit dem Gepäck helfen?", antwortete er höflich und erhob sich.

Ihr Gesicht hellte sich kaum etwas auf. "Nein, lassen Sie! Vielleicht später!"

Sie packte den Koffer, legte ihn auf den Nachbarsitz und öffnete ihn vorsichtig. Dann holte sie einige Sachen heraus und schloss ihn gleich wieder ab. Das gab Krohn die Gelegenheit, sie noch einmal genauer anzuschauen. Wenn sie es nicht war, so sah sie der Frau aus dem Nachbarzug wirklich sehr ähnlich. Sie war auf jeden Fall der gleiche Typ: Anfang bis Mitte zwanzig, kurze, blonde Haare, blaue Augen die wach unter den schön geschwungenen Augenbrauen hervorschauten. Sie hatte ein sehr weibliches, hübsches Gesicht, das sie ihm jetzt wieder zuwandte. Ihr Blick war sehr intensiv und bewahrte sie davor, niedlich zu wirken. Sie schaute Krohn jetzt wieder direkt an und zeigte auf den Koffer.

"Sind Sie jetzt so nett?" Während sie einen Schritt zur Seite machte, nahm er den Koffer und packte ihn mit Schwung in die Gepäckablage.

"Danke!" Ihr Gesicht hatte sich merklich entspannt. Die Unmutsfalte zwischen ihren Augen, war fast verschwunden. Sie ging zum Zugfenster und schaute hinaus, so als ob sie dort jemanden suchen würde. In dem Moment setzte sich der Zug auch schon langsam in Bewegung, holperte über die Weichen am Ende des Bahnhofs und nahm rasch an Fahrt auf. Sie schloss das Fenster, setzte sich und beobachtete durch die spiegelnde Scheibe, wie Krohn sich erhob und das Abteil verließ. Mit raschen Schritten eilte er zur Zugtoilette. Er gehörte noch zu den Menschen, die nicht zur Toilette gingen, während der Zug im Bahnhof stand.